

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 3

Artikel: Prosastücke
Autor: Schibler, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jedoch mit ihm jemals identisch zu sein. Im Vergleich zu früher ist der Unterschied jetzt subtiler, weniger betont, aber desto bedeutungsvoller.

Nicht nur die Mechanismen der Sprache werden durchsichtig, auch Peter Handke selber. Das ist ein Prozess des Selbsterkennens und zugleich der Selbstschöpfung, der offenbar Handkes viele Leser berührt. Er spricht ja ihre Sehnsucht aus, ihrerseits – jeder einzelne von ihnen – zu einem «Selbst» zu werden, statt bis in die persönlichsten Gefühle und Worte hinein programmiert zu bleiben. Diese Sehnsucht zeigt sich hier zugleich als Utopie und als Möglichkeit. Das neue Ich ist nicht verliebt in seine «Authentizität», sondern hält sich an die Disziplin der Genauigkeit. Diese Genauigkeit steigert Handke ins Poetische, er verrät sie aber nie. Schreiben mag ihm eine Lust und ein Bedürfnis sein – er schreibt seit seinem zwölften Jahr und bedauert, dass die frühen Aufzeichnungen verloren gingen – und doch spricht er vom Schreiben als von einer extrem anspannenden Arbeit. So sagte er gegen Schluss unserer Unterhaltung: «Schreiben ist nicht selbstverständlich wie Essen und Lieben, sondern viel anstrengender.»

¹ Peter Handke, Prosa, Gedichte, Theaterstücke, Hörspiele, Aufsätze. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1969.

ARMIN SCHIBLER

Prosastücke

Lagebericht aus dem Sektor Musik

1

Schreie, gestikuliere, wälze dich am Boden, nähe dich in einen Sack ein, zertrümmere deine Geige auf dem Kopf einer Blondine – es hilft nichts, du bemühter Musikant, es hört nur deinesgleichen auf deine allerletzten Tricks. Die andern sind hinter ihren Geschäften und Genüssen und wollen durch deine Misstöne nicht gestört werden, mit denen du sie zu beunruhigen suchst.

Täusche dich nicht: die Bewunderung, die man dir bis anhin zollte, galt dem Fingersport, dem Tanz auf dem hohen Seil, mit dem du den Machthabern den Nachtsch würcstest. Was dir auf den Lippen brennt, dein Mit-

leiden, hatte niemals Kurswert, noch immer bist du der Missbrauchte und Verratene.

Wenn du unbedingt spielen willst, bleibt dir die Chance der Wahl, den einen die Leere zu füllen, den andern die lärmige Betriebsamkeit zu über-tönen. Willst du dich weiterhin genehm machen mit deinem Konzert, du alter Königsnarr? Wenn ja, erblüht dir ein Geschäft, wie noch keines war! Handle rasch, damit dein Haus unter dem Gewicht der als Kettenbriefe ge-tarnten Tantiemen über dir einstürzt, bevor sie deinen Betrug durchschauen.

2

Zur Taktik. Wer spielt noch auf der Violine, wenn von der Brandhitze bereits die Saiten platzen? Wo die Barbarei das Haus umzingelt hält, lohnt es sich nachzudenken, wie du dein Spiel in bessere Zeiten hinüberrettest. Wenn das Tönende aus der Not, Musik von Müssen kommt, wie Arnold Schönberg sagte, dann wirst du können, was du tun musst.

Nimm deine Geige, spiele, wie die vielen es von dir erwarten, und wenn du zum Höhepunkt ansetzest, sie alle auf deine über das Griffbrett huschenden Hände starren, bebend in der Erwartung jener erlösenden Wen-dung, die ihnen den Beweis für die Güte und Gerechtigkeit der bestehenden Verhältnisse liefert: dann brich ab und lass die Arme sinken. Ins atemlose Schweigen hinein, das nur von Herzschlägen wie von fernen Pauken durch-pocht sein wird, sprich leise, Silbe für Silbe, die Namen der Orte aus, wo die Wahrheit über uns sich offenbarte: Hiroshima, Nagasaki, Verdun, Dün-kirchen, Stalingrad, Auschwitz, Dachau, Theresienstadt, Bergen-Belsen, Majdanek, Babij Jar, Darniza, Zarizyn, Guernica, Bangla Desh, Tibet, Leros; rede deutlich und beschleunige die Folge dieser Namen, damit du an ein Ende kommst, bevor das Festival zu Ende geht. Sie werden nicht wagen, den Saal zu verlassen, werden stehen und schweigen: deine Hörer.

Schuster, bleibe –? nein, überlasse deinen Leisten dem Antiquitäten-markt, da jetzt alle Fabrikschuhe tragen und du dein Handwerk aus-sterben siehst; was bisher für bedenklich galt, ist notwendig geworden. Vertraue darauf, dass jenem, der etwas zu sagen hat, das richtige Wort heranreift. Auch die Sprache ist voller Töne.

3

In Zeiten, wo die Menschheit ums Überleben ringt, zieht sich das Tönende in die Herzen zurück; es singt die rettende Tat. Last but not least: opfere dich. Gib dich ganz hin an das Allgemeine, so bleibst du dir unverloren; wo du am möglichen Ort das Not-wendige tust oder ein Schlimmes ver-

hütest, darfst du dein Augenmerk vom planetarischen Horizont wieder auf deine kleine Welt richten. Mit jedem Lächeln eines Verzweifelten, das du erreichst, blüht jene brüderliche Melodie auf, die uns vielleicht eines Tages alle zu Menschen machen wird.

4

Die tönende Droge: sie hat eine Revolte in Gang gebracht, vor der die Hüter der Ordnung machtlos sind: der sanfte Protest gegen den Leerlauf, der langerwartete Auszug aus der Öde. Doch wohin? – die Sonnenplätze in der freien Natur sind vergeben, das Handwerk vergessen, wie den ausgelaugten Äckern eine Ernte abzugewinnen ist, und bitter schmecken die Wildfrüchte den vom Konsum verdorbenen Gaumen. Es bleibt der Dschungel des Tönenden mit seinen Lianen, Orchideen und phallischen Pilzen, wo sich die Ahnung einstiger ritueller Erfüllung bewahrt hat. Unwohnliche Bleibe, gedüngt vom technischen Fortschritt, empfängt der Urwald die verlorenen Spätgeborenen mit dem Gedröhn der Lautsprecher, schenkt das ersehnte Vergessen den vielen, die wissen, wie ausweglos sie in der Asphalt- und Betonwüste verraten sind.

Angestarrt werden

Ich hüte mich hinzusehn: im seitlichen Winkel, wo die Augen nur wahrnehmen, wenn ich sie verdrehe – und das tue ich keinesfalls, um nicht vom Hören abgelenkt zu werden – registriere ich, dass jemand hartnäckig in die Richtung blickt, in der ich sitze und der Probe folge. Als der Dirigent unterbricht und Korrekturen anbringt, ändere ich meine Sitzhaltung, so dass ich mit einer wie zufälligen Drehung des Kopfes mich davon überzeugen kann, dass wirklich ich es bin, auf den die Augen des Mannes gerichtet sind. Ich kenne ihn nicht, er trägt eine Brille, deren Gestell sich abhebt von dem bis zur Backe herabgezogenen Schläfenhaar, in dem graue Haare schimmern. Ich wundere mich, dass ich den Blick des offenbar gleichaltrigen Unbekannten nicht übersehen kann, ja mir ist, als saugten sich seine Augen an mir fest, als suchten sie eine wunde Stelle, um in mich einzudringen und mich von innen her aufzurollen.

Die Musik hat wieder eingesetzt, ich atme auf. Der Mann kann unmöglich länger den Kopf verdrehen, ohne den andern aufzufallen, ich werde ihn einfach ignorieren, bis er es aufgibt. Aber statt bei der Musik zu sein, schweifen die Gedanken zurück in die frühere Zeit. Ich erinnere mich, wie ich auf der Strasse dem bekannten Schriftsteller auf wenige Schritte nahe war, als dieser sich mit andern unterhielt und dabei seine Pfeife ausklopfte.

Damals, als die Passanten stehen blieben, auf ihn hindeuteten und sich seinen Namen zuflüsterten, damals hatte ich mir gewünscht, ich möchte eines Tages wie er gesehen und erkannt werden. Aber nie in all den Jahren war es geschehen, dass jemand sich nach mir umschaute. Was ich unternahm, schien wirkungslos, erreichte niemanden, verpuffte im Leeren.

Und nun, da zum erstenmal jemand mich ansieht, zu wissen scheint, wer ich bin, fühle ich mich nicht wohl in der Haut. Der Starrende beraubt mich der Freiheit, zu tun und zu denken, was mir passt, ich fühle mich in Anspruch genommen und wie gebannt.

Ich beginne zu ergründen, warum er sich nur so unausgesetzt mit mir beschäftigt. Wahrscheinlich will er mich demütigen, weil die Musik, für die er mich verantwortlich hält, ihn abstösst. Er glaubt wohl besser zu wissen als ich, was in dieser niederträchtigen Zeit Musik zu nennen wäre, er hofft, dass ich schwach werde, dem Anruf seines Blicks folge, damit er mir mit einem herablassenden Lächeln seine Verachtung zeigen oder mir eine Grimasse schneiden kann. Er wartet darauf, dass ich zu grübeln beginne: ertappt er mich, wie ich den Finger aus der Nase ziehe, wird er triumphierend aufstehn und auf mich zeigen. Ich höre schon seine Stimme, wie sie ruft: «Seht hin, die Seuche! auch diesen hat sie angesteckt.»

Schutzlos sitze ich und mache mir Vorwürfe, dass ich mich zur Teilnahme an dieser Probe habe überreden lassen, in der doch jeder die Noten spielt, die ihm gerade passen, ganz unbekümmert darum, was der Dirigent ihm zuruft und in die Luft schlägt. Ich entschliesse mich, aufzustehen und wegzugehen, falls der Unbekannte nicht aufhört, mich aufs Korn zu nehmen. Und er lässt nicht locker. Nur um nicht von der Türsteherin, deren Blicke pausenlos schweifen, ob alle im Saal sich gebühlich verhalten, angewiesen zu werden, dreht er den Kopf wieder einmal geradeaus, als richte er seine Aufmerksamkeit auf das Geschehen auf dem Podium.

Als der Dirigent die Pause ansagt, bin ich bereits bei der Tür, ich setze Schritt vor Schritt, ich eile, halte mich für gerettet. Auf der Strasse, im Strom der Passanten untergetaucht, fühle ich mich von hinten angehalten. Jemand legt den Arm auf meine Schulter. Unter der Last mich wendend, erkenne ich den Starrenden mit der Brille, die auf seiner Nase tanzt: er hält mir ein Papier vor die Brust, lacht über das ganze Gesicht und bittet mich um ein Autogramm.

Der Mime

Schon immer wollte er reden, er weiss, was endlich einmal gesagt sein müsste. Vor jeder Vorstellung, wenn er vom Saal her das erwartungsvolle Stimmengewirr vernimmt, spürt er den Stich auf der Brust, der ihn daran erinnert,

dass er nicht länger schweigen darf. Doch ihm ist im Rampenlicht alles erlaubt ausser zu sprechen; da er sich den Spielregeln einigermaßen fügen gelernt hat, ist er zu Ruhm gelangt. Solange er bei seinen Spässen bleibt, die in Wahrheit eine einzige erbitterte Anklage sind, wird seine Kunst auch von jenen toleriert, die ein Interesse daran haben, dass von niemand ausgesprochen wird, was alle im Innersten wissen, aber nicht wahr haben wollen. Wo immer sein Name und seine traurige Visage von den Affichen herab werben, strömen die Leute zusammen, um angesichts der Zuckungen seines Mienenspiels ihre starren Gesichter zu lockern und ihn stellvertretend weinen zu sehn.

Der Agent, der die Tournee des berühmten Künstlers bis ins letzte Detail vorausplant, hat seine Mühe mit ihm. Wenn sich der Vorhang gehoben hat und sein Schutzbefohler dem Publikum das erste zaghafte Gelächter entlockt, dann entspannt er sich; doch bleibt er zum Eingreifen bereit hinter der Bühne. Solange die Lachsalven das Gebäude erschüttern, droht keine Gefahr. Wenn aber atemlose Stille sich im Saal verbreitet und selbst die Kinder nicht mehr kichern, weiss er, dass der Mime sich wieder einmal zum letzten entschlossen hat. Jeder spürt, dass der halbe Satz, die wenigen Worte, die der Künstler nun spricht, ihn angehen, dass der Spass blutiger Ernst zu werden verspricht. – Wir sind verloren, hören sie ihn sagen. – Dieser Verrat, ungeheuerlich, sagt er. – Wollt ihr euch denn alle –; doch hier stockt er. Die Blicke hängen am Mund der Wahrheit, der noch offen steht, die Lippen kräuseln sich, als suchten sie das nächste Wort. Er hat den Agenten erblickt, der dem Publikum nicht sichtbar seitlich zwischen die Kulissen getreten ist, die Arme über der Brust verschränkt, und der den Blick drohend auf ihn richtet.

Die Zuschauer sind jetzt unsicher, ob die Worte und sein Verstummen nicht doch zur Programmnummer gehören. Sie beobachten, wie der Schweiss auf die Stirn des Mimen tritt, der am ganzen Körper zittert, sich mit der flachen Hand gegen den Mund schlägt und dann seitlich zu Boden stürzt. Kaum vernimmt man noch sein Stöhnen und den Fiselton seiner hilflosen Schluchzer, denn schon bricht tosender Beifall ein und will nicht enden, obgleich den Künstler, auf einen Wink des Bühnenmeisters, ein plötzliches Black-out den lüsternen Blicken entzieht.

Vernissage

Der Maler versteht die ersten Besucher geschickt zu bannen, indem er sich ihnen beim Eingang in den Weg stellt und sie in ein Gespräch verwickelt. Der Galeriebesitzer, kriecherisch geschäftig, drückt den Leuten von der Zunft das gefüllte Glas und gesalzenes Gebäck in die Hände, damit niemand auf

den Gedanken kommt, man könnte auf die Wände sehn. Von den Schatten der Angehörigen des Clans, die immer dichter stehen, verdunkelt sich der Ort des Geschehens; ein Gitarrist wird angekündigt. Das Stimmengewirr dämpft sich für einen Moment, zirpende Laute lassen sich vernehmen, doch sucht man im Gedränge vergeblich nach dem Musikanten.

Als die Dämmerung einbricht und niemand sich anschickt, wegzugehn, von den ersten Kerzen ein höhlenartiges Licht sich verbreitet, in dem keiner den nächsten mehr erkennt, kommt eine bedrohliche Stimmung auf. Vom bitteren Getränk angeheizt, zornig darüber, dass keine Käufer anwesend sind, beginnen die versammelten Maler, Kritiker und Händler zu murmeln und zu murren: sie, die sich erbittert hassen, weil jeder Schatten wirft auf des anderen Weg zum Ruhm, lauern jetzt, zum letzten entschlossen, auf das Erscheinen des Mäzens, der ihrer Not ein Ende macht. Glücklicherweise beginnt, auf das verabredete Zeichen, der Gitarrist mit den Fingerknöcheln auf den Bauch seines Instruments zu klopfen. Nun, da die Trommel ertönt und der Erwartete sich nicht sehen lässt, wiegen sich alle im Takt, die Stimmung wird milder, beinahe versöhnlich. Man preist den Maler, der die Zeche bezahlt, dem es zu verdanken ist, dass man sich wieder einmal gefunden hat, hechelnd, tuschelnd, sich die Lage und die Börsenkurse auf dem Kunstmarkt in die Ohren flüsternd.

Auch dieses Stadium geht vorüber; wenn der Gitarrespieler in den spanischen Stil fällt, beginnt mit dem Stampfen das Kreisen der Hüften. Ein Aufatmen geht durch den langgestreckten Raum: wieder einmal erweist die Musik ihre entgrenzende Wirkung.

Maskierte sind aufgetaucht. Aus den Decolletés der Damen steigt, auf der erhitzten Haut verdampft, der Duft berausender Parfums. Die bärtigen Maler, des Ölgeruchs ihrer Paletten überdrüssig, atmen mit zitternden Nüstern. Sie torkeln wie Calibane; jeder ahnt die kommende Erfüllung, ahnt den bevorstehenden Ausbruch ins völkerverbindende Mysterium.

Ein Scheinwerfer blitzt auf, gefolgt von einem langgezogenen Schrei. Alle weichen vor dem blendenden Licht zurück, sehen vor der leeren weissgetünchten Wand den Maler, sehen ihn, wie er, noch ungläubig doch ausser Atem geschlagen, auf den Arm des Galeriebesitzers starrt, der neben ihm, mit beschwörender Geste den kleinen kreisrunden roten Fleck auf die Mauer klebt: sie haben es geschafft.

Problematik des Einschleichens

Ich würde dir raten, nicht mit dem Kopf gegen die Mauern anzurennen, hinter denen die Mächtigen thronen. Gewiss: es hat für sich, dass du der Frustration entgehst, dass du deiner Ohnmacht über die Unveränderbarkeit

des Machtapparates spürbaren und sichtbaren körperlichen Ausdruck verleiht, indem du dir den Schädel zertrümmerst an den gleichen Steinen, wo noch das Blut der Märtyrer klebte, wenn nicht der Regen es abgewaschen und ins Meer des Vergessens gespült hätte. Aber du bewirktest nichts: bis hinauf zum Wachtlokal, wo die gedungenen Schergen sitzen, pflanzt sich der dumpfe Schlag nicht durch die Mauern fort, und würde er vernommen, er ginge verloren im Hämmern der Fäuste, wenn jene fluchend die Karten auf den Tisch zusammenwerfen. Auch vom Legen selbstgebastelter Bomben ist abzuraten: du träfest die Schuldlosen, und das Loch, das die Explosion in die Mauer risse, wäre belanglos, weil die Bastion tief unter die Erde hinabreicht, und dort, wo hinter eisengepanzerten Türen die Schätze gehortet liegen, würde auch dieser Knall kaum vernommen.

Es gilt einzusehen, dass die Festungen der Machthaber fürs erste uneinnehmbar sind. Wer sich zu früh zu erkennen gibt und als Unruhestifter erkannt ist, auf den sind die Argusaugen der Ordnungshüter pausenlos gerichtet, und er muss in neuester Zeit befürchten, dass sie vor der Belauschung seines Schlafs nicht zurückschrecken, die durch künstliche, in den Mauern seiner Wohnräume versteckte Ohren vorgenommen wird.

Bist du wahrhaft entschlossen, die Welt nicht hinzunehmen, wie sie ist, willst du mehr als eine der eingespielten Gewohnheiten und überlieferten Einrichtungen ändern, die man mit allen Mitteln des der Macht dienenden Rechts zu sichern versucht, so mache dich auf einen langen Weg gefasst. Gehörst du nicht zur Sippe eines der Mächtigen, musst du zuerst glaubhaft machen, dass du von der Richtigkeit und Unverbesserlichkeit der Verhältnisse, deren Vorteile sie geniessen, überzeugt bist. Du musst auffallen und ihr Wohlgefallen erregen, deine Lobsprüche müssen unter ihnen zitiert werden, wenn sie bei Tisch, von der zweiten oder dritten Weinsorte und den Zigarren heiter gestimmt, ihre Gespräche über die Nachfolge führen. Trage den Hut, die gewünschte Haartracht, die geforderte Kleidung, folge ihren Gesprächen mit Kopfnicken und Stirnrunzeln, damit sie erkennen, dass ihre Feinde auch deine Feinde sind. Achte darauf, dass selbst im Traum deine angestaute Wut sich nicht entladet und du keine zweifelhaften Worte sprichst, die deinen Aufstieg gefährden, schlafe stets, indem du die Lippen in die Kissen pressest.

Hast du Geduld geübt und nicht versäumt, beim entscheidenden Begräbnis im dunklen Kleid mitzugehen, zu den Klängen des Trauermarschs, dann wird der Tag nicht mehr fern sein, wo dein Name genannt werden wird. Jetzt halte durch, selbst wenn dir die Schläfen grau werden; jetzt lohnt sich noch das Zurücklegen der letzten Strecke und das Warten in den Vorzimmern dort, wo du die letzten entscheidenden Besuche ausführen musst.

Endlich wirst du dann im Kreis der Auserwählten stehen, es wird still werden im belüfteten Saal und du willst anheben und aus dir heraus-schleudern, was sich jahrzehntelang in dir angestaut hat, die Wahrheit, was endlich und unaufschiebbar geändert werden muss, die Notwendigkeit einer umgreifenden Veränderung, um deretwillen du die besten Jahre deines Lebens geopfert und im seelischen Untergrund vegetiert hast; alle schweigen jetzt und haben den Blick erwartungsvoll auf dich gerichtet, der sich räuspert, um die Stimme zu schärfen:

Deinem Mund entfährt die erste Silbe, als dir bewusst wird, dass das Wort dein Anliegen vor ihnen nicht verständlich macht, dass sie eine andere Sprache sprechen als du, und du stehst getroffen von der fürchterlichen Einsicht, dass die Wahrheit eine Hure ist, die jeder nach seinen Wünschen sich zurechtlegt, und du hast vergessen, was du sagen wolltest. Vielleicht hast du, grauhaarig, im schwarzen Anzug dastehend und nach Worten ringend, noch die Geistesgegenwart, den angesetzten Vokal in ein anderes Wort münden zu lassen, und dann plätschert deine Rede, du glaubst einen anderen, Fremden sprechen zu hören, der in den genau passenden Worten, im genau erwarteten Tonfall für das erwiesene Vertrauen dankt, für die Ehre der Wahl.

Einer weniger

Mit einem sanften Ruck hat dich die gerillte Stufe erfasst, die rollende Treppe trägt dich aufwärts. Du bist dem Gedränge entkommen; verschnaufe, genieße das Schweben, diese kostbaren Sekunden des Gleichgewichts, bevor du versuchen wirst, oben für einen Augenblick dich zu sättigen, obgleich dein Hunger unstillbar ist. Du wirst das Gefühl der Leere nicht loswerden, wie jene nicht, die du auf der Gegentreppe, dir schräg gegenüber, zurückkommen siehst: von den vielen lächelt keiner. Unfroh stehen sie, die Dinge an sich gepresst, mit denen sie sich beladen haben, als fürchteten sie sich vor der Ernüchterung, die sie befallen wird, wenn sie jenseits der Heissluftschwelle wieder auf die Strasse treten werden.

Indes du dich hochtragen lässt, scheint dir, die Fahrt daure länger als gewöhnlich. Die Treppe müsste dich längst abgesetzt haben, doch sie rollt weiter. Ein Verdacht steigt in dir hoch: du entsinnst dich der Gerüchte, es seien im Bereich der Stadt labyrinthische Hinterhalte, Sackgassen und Fallgruben angelegt, aus denen jene, die versehentlich hineingerieten, nicht mehr zurückfänden. Du hast den Gerüchten keinen Glauben geschenkt, obgleich sie nie dementiert worden sind und es eigentlich verständlich wäre, wenn die Behörde zu ungewöhnlichen, ja radikalen Mitteln griffe, um das

vordringlichste Problem unserer Zeit zu lösen. Im Zurücksehen fällt dir auf, dass nur wenige dir folgen; der Verdacht, was dir bevorsteht, wird zur Gewissheit: die Treppe wird dich wegtragen, hinaus und fort aus dem Getümmel, um dich zu beseitigen.

Eine Welle ungeahnter Kraft schiesst in dir hoch. Du willst leben! – warum sollst du nicht der eine sein, dem zu fliehen gelingt? Schon holst du mit gespreiztem Schritt nach hinten aus, fassst die Handläufe, schwingst dich, das Gewicht verlagernd, rückwärts. Fünfmal, zehnmal gelingt es dir zurückzustaken, doch scheint dir, die Treppe rolle jetzt schneller, du seiest an Ort getreten. Fasse eines der farbigen Plakate an der Wand ins Auge, um das Gelingen deiner Flucht zu messen: dort das Mädchen, es sieht dich an, unter der südlichen Sonne durch grünblaues Uferwasser watend, das sonnengebräunte lachende Geschöpf mit dem hellen strähnigen Haar. Reisse dich herum und stürze kopfvoran gegen die Maschinerie. Lasse dich in die Arme der Nachfolgenden fallen, sollen die Ahnungslosen dich verwünschen, denen das gleiche Geschick bestimmt ist. Ein stummes Ringen hebt an, ihr liegt im Knäuel verschlungen auf den Stufen, blutig geschürft; du rufst ihnen zu, dass sie verloren sind, und dass gemeinsam ihr es zustande bringen könntet, die Rolltreppe zum Stehen zu bringen. Doch das Ächzen der Scharniere übertönt deine Stimme, und indem du in der beschleunigten, sausenden Fahrt noch einmal hochkommst, nimmst du einen letzten Anlauf, schwimmst verzweifelt gegen den Strom: da siehst du, dir bereits fern, das nach unten entgleitende Bild, die verführerische, den Schaumkronen entsteigende Aphrodite.

Deine Kräfte erlahmen, du ahnst, dass du es nicht schaffst, dass du nie zurückfindest dorthin, wo die Treppe ihren Anfang nimmt. Und indem du dich ins Dunkel treiben lässt, überschlägst du dein Leben, vermagst noch zu denken, fühlst das eine: dass du erwählt bist. Dass, indem du jetzt fortgehst, das Gedränge unten um ein Geringes nachlässt und dank dir eine Lücke sein wird, der fürchterliche Druck auf den andern sich mindert.